

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup> 22.

Fünfter Jahrgang.

1. Juni 1861.

### Das unverwete Herz.

(Neiztrohjeno serce.)

(Aus dem Slovenischen des Dr. F. Presern, von A. D.)

Sie graben ein Grab, zu betten den Leichverstorbeneu drein,  
Ein bleiches Jünglingsantlitz zeigt sich dem Tageschein —  
Die Knechte, sie erstarren, von jähem Schreck erfasst,  
Es drängt das Leichengefolge herzu in Graun und Haß.

Schön möchte Jeder preisen die hohe Stirne wohl,  
Läß' nicht auf ihr verdüsternd noch ein Gewöl von Groll;  
Schön wär' der Mund und lieblich das bleiche Angesicht,  
Könn' man die Furchen bannen, die tiefen Gram nur spricht.

Doch schon zu Asche säubet den Leib die Morgenluft,  
Das Herz allein gab wieder noch unverfehrt die Gruft,  
Noch kloßt es warm wie einstens in dieser Menschenbrust  
In der Gesundheit Fülle, voll Lebensmuth und Lust.

Man fragt sich, wer wohl einstens zur Ruh' hier ward gelegt,  
War es vielleicht ein Heil'ger, den diese Gruft gehegt?  
Ein Stein ragt wohl zu Häupten, von Moos umwuchert dicht,  
Aus halb erloschnen Zeichen drauf eine Inschrift spricht:

Hier Dobroslav, dem Säng' er, war dieser Ort geweiht,  
Der einst in süßen Tönen sang von der Liebe Leid,  
Des Lied nur stets gefeiert ein stolzes Frauenbild,  
Das nimmer ihn erhört, ihm nie gelächelt mild.

Doch als sie einem Andern in Liebe sich geneigt,  
Des Säng'ers Wun'en fürder, der liebevoll, schweigt,  
Nicht sucht bei Gott er Tröstung, nicht bei-der kalten Welt,  
Sein Aug' nezt keine Thräne, kein Lächeln es erhellt.

So lebt er fort verzweifelnd und abgewandt von Gott,  
Stirbt ohne Beicht'; ihn labt nicht das heil'ge Del im Tod.  
Die Heiligkeit sie wehrt nicht, zu modern dem Geben  
Drum' sagen Alle, kann es des Säng'ers Herz nicht sein.

Wohl ist's das Herz des Säng'ers, spricht da ein alter Mann,  
Wär's das von einem Heil'gen, nicht schlitig' es mehr alsdann,  
Der Lieber Fülle, die es verschlossen manches Jahr,  
Sie wehret diesem Herzen zu modern, wunderbar!

Geöffnet mög' es liegen hier unter dem Himmelsblau,  
Bis sich der Tag neigt nieder und niederstinkt der Thau,  
Bis wieder führt die Sonne den hellen Tag herauf,  
Dann kommen wir's zu schauen, fällt Morgenthau darauf:

Die Küstchen mögen es kühlen, drauf' zittern des Thanes Gold  
Was Sonne, Mond und Sterne an Dichteträumen hold  
Ihm eingehaucht im Leben, das nehmen sie auf zu sich,  
Wir geben es wieder der Erde wenn modern es verblüht.

So liegt das Herz dort offen einer Tag und eine Nacht  
Wohl unter dem blauen Himmel bis wieder das Frühroth lacht.  
Da schmilzt es hin so mähtig, wie Schnee in Frühlingluft  
Daß nichts mehr zu verscharren blieb in die kühle Gruft.

### Ein Wiener Gännerstückchen.

In einer der belebtesten Straßen einer Vorstadt der Residenz wohnt ein „dreifach verstockter Hausherr“, zwar nicht einsam und allein, aber in Gesellschaft einer äußerst redseligen Wirthschafterin und Köchin. Besagter Hausherr hat die löbliche Gewohnheit, nach der Müh' und Arbeit eines schmackhaft verzehrten Mittagmahles ein Nachmittagschläfchen von ein oder zwei Stunden zu genießen. Diese Zeit ist die Mußestunde der redseligen Köchin, welche sie größtentheils in Gesellschaft einer Nachbarin, bewaffnet mit Zunge und Strickstrumpf, zuzubringen pflegt. Eines schönen Tages, als die täglich neu ersehnte Stunde herangerückt war, begab sich Köchin Ursula wieder zur Frau Bevatlerin und legte den Zimmerschlüssel, wie dieß sehr häufig geschieht, unter die Strohecke, welche bei saubern Leuten vor der Thüre liegt, fest überzeugt, daß Niemand daselbst den Schlüssel ahnen werde, weil sie dieß seit Jahren schon wiederholte. — Es ist dieß in Wien nicht selten der Fall, daß man den Wohnungsschlüssel an einem abgelegenen Orte verbirgt, und Schreiber dieses hat es selbst erfahren; selten jedoch ist, daß Jemand, wie unser Hausherr, durch zwei bis drei Stunden sich förmlich einsperren läßt, um ungestört vom Heurigen, Zinssteigerung und andern süßen Gedanken zu träumen.

Ein feiner Mann, der eine Zeitlang Zimmerherr bei der Frau Nachbarin gewesen, hat selbst durch Frau Ursula alle Verhältnisse des Hauses kennen gelernt, und hatte sich, wie es scheint, namentlich sehr für die Bemerkung interessiert, daß Herr von Mayer (so hieß der Hausherr, der freundliche Leser wird ihn somit gleich errathen) Nachmittags „wie eine Matze schlafe und selbst ein Kanonenschuß ihn nicht erwecken würde.“ Dieser Mensch, einer von Jenen, die im Nebel der Nacht auf's goldene Bließ lossteuern, wartete einen günstigen Tag ab, um von seiner Erfahrung Nutzen zu ziehen. Endlich gelang es ihm einmal, sich unbemerkt in's Haus zu schleichen; er stellte sich auf die Wendeltreppe, die in den zweiten Stock führt und lugte so lange, bis Frau Ursula erschien, die Thüre sorgsam versperrte und gewohntermaßen den Schlüssel an den bekannten Ort legte. Unser Freund schlich ihr nach und nachdem er sich überzeugt, daß Frau Ursula ihren gewohnten Gang machte, kehrte er schnurstracks zurück, hob leise den Wohnungsschlüssel hervor, steckte

ihn noch leiser in's Loch und schließlich auf den Zehen in's Zimmer des Hausherrn. — Ein beengendes Gefühl packte ihn zwar, als er Herrn v. Mayer so da liegen sah, die rothe Nase kühn in die Luft geschwungen und schnarchend, als ob es gelte, mit der Posaune Jericho's um die Wette zu blasen; allein bald wurde er Herr seiner selbst und schnell sich orientirend, ergriff er vor Allem die goldene Uhr mit schwerer Kette, die neben dem Schlafenden lag, und angelockt durch den Zipfel einer Brieftasche, die unter dem Kopfkissen hervorah, machte er auch, vertrauend auf die lauten Töne des Schlafenden, deren Bekanntschaft. Leise, wie er gekommen, schlich Meister Stipitz wieder von dannen, verschloß die Thüre und legte den Schlüssel an den alten Ort. — Eine Stunde verging, die Welt ging ihren gewohnten Gang, Herr v. Mayer lag in den letzten Zügen — des Schlafes; noch ein gurgelnder Donnerton entrang sich der hausherrlichen Brust und jetzt — doch der freundliche Leser erlaube mir, die Szene, die nun folgte, mit pragmatischer Klarheit zu schildern.

Nachdem der Hausherr das erste Lebenszeichen wieder von sich gab, war sein erstes Geschäft, daß er sich die Augen rieb, seine Glieder nach allen Seiten hin streckte, und mit schmunzelndem Tone, halb gähmend, vor sich hin sprach: „Ah, heute hab' ich a mal wieder gut geschlafen; wie spät mag's wohl sein?“ Sprach's, wollte auf die Uhr sehen, — doch wer beschreibt sein Staunen, als er die Uhr vermisse, wer beschreibt seinen Schreck, als er die Brieftasche, die vielgeliebte, nicht fand! Anfangs glaubte er sich noch im Schlafe und zwackte sich in beiden Ohren, um sich zu überzeugen, daß Alles wahrer, bitterer Ernst sei. — „Die Uhr weg, die Brieftasche weg, wer mag dieß gethan haben? Vielleicht Ursula — doch das ist nicht möglich.“ Er ging zur Thüre und fand sie versperrt, wie gewöhnlich. Mit fieberhafter Ungeduld wartete er auf Ursula, und je länger er wartete, desto mehr steigerte sich der Verdacht gegen sie, denn wer außer ihr konnte wohl die Gelegenheit, ihn zu bestehlen, benützt haben? —

Unterdess hielt Frau Ursula mit der Frau Gevatterin Bericht über sämtliche Nachbarn, und von der Hofrätin, die im zweiten Stocke wohnt, bis zur Dreißlerin, die zu ebener Erde thront, vom Schneider in der Mansarde bis zum Schuster da hinten im Hofe, sie alle mußten vor das Forum ihres strengen Gerichts und wenige fanden Gnade in ihren Augen.

Arme, gerechte Ursula, was erwartet dich in der nächsten Minute! —

Die Zeit zum Ausbruche kam, Frau Ursula erhob sich und nach einem Seufzer über die jetzige sündige Welt und einem warmen Händedrucke der Frau Nachbarin ging sie von dannen — ihrem Schicksale entgegen. — Als sie zur Thüre ihrer Wohnung gelangte, hörte sie innen einige unartikulirte Töne, die ihr Meister und Gebieter ausrief. Voll Verwunderung darüber griff sie nach dem Schlüssel; er lag an Ort und Stelle, sie öffnete und trat mit ihrem gewöhnlichen „gut geschlafen, 'r Gnaden? in die Stub'.“

Der Hausherr blieb stumm und seufzte, endlich sah er sie starr an, und rief mit einem Tone, ähnlich demjenigen, mit welchem einst Julius Cäsar sein berühmtes „auch Du, Brutus!“ ausstieß: „also Du, Ursula, Du weißt von nichts?“

„Was um Gotteßwillen, Eu'r Gnaden, was ist denn passiert?“

„Stelle Dich nicht so, Ursula, ich glaub' an gar Niemand mehr.“

„Aber, Eu'r Gnaden —“

„Was Gnaden, nix Gnaden, strenge werde ich sein, denn ich will mich nicht so mit nichts dir nichts befehlen lassen, und gerade heute, wo ich noch den ganzen Zins in der Tasche hatte, wer anders konnte das wissen als Du!“

Ursula fing an zu begreifen, und als sie begriff, war ihre erste Antwort ein lautes Schluchzen und Heulen.

„Nein,“ rief sie dann aus, „das hätte ich wohl nicht verdient; ich soll sie befehlen, ich, die ich schon so viele Jahre bei Ihnen bin.“

Der Hausherr blieb kalt. — „Höre mich an, Ursula,“ sprach er, „wenn Du wirklich von der ganzen Geschichte nichts weißt, so wird es sich auf der Polizei bald zeigen, anders helfen kann ich Dir nicht.“ — Sprach's, ging zur Thür hinaus und schloß sie ab — Ursula blieb zurück, schluchzend und weinend. Bald jedoch kam er wieder, in Begleitung eines Zivilwachmannes, der schon von Allem unterrichtet war, und Ursula mußte mit auf die Polizei, jedoch in einem Komfortable, — die letzte Gnade, die Herr v. Mayer ihr gewährte.

Acht Tage waren vergangen, die Sache wurde stadtbekannt, und unter Allen, welche die arme Ursula schuldig fanden, war — die Frau Gevatterin die Erste.

„Ja, ich hab' mir's immer gedacht“, sagte sie zur Dreißlerin, „Frau Ursula ist zwar oft zu mir gekommen, allein man kann doch einen Menschen nicht hinauswerfen — sie hat immer etwas in ihrem Busen (sit venia verbo) verborgen gehabt; der Hausherr, der Geizfragen, hat auch sonst Niemanden bei sich geduldet, und darum hat sie immer so viele Stücke auf ihn gehalten. So, jetzt hat er's.“ — Diese und ähnliche Reden zirkulirten, währenddem Ursula in der Untersuchungshaft blieb, litt und weinte.

Der Hausherr hätte noch keinen andern Diensthöten aufgenommen, er traute nicht, er blieb lieber allein und der Hausmeister mußte dessen Geschäfte verrichten.

Da klopfte es eines schönen Tages an seiner Thüre. „Herein!“ rief er voll Schreck und fuhr auf. — Und herein trat ein unbekannter Mann, anständig gekleidet, mit lächelnder Miene.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn v. Mayer? —“

„Zu dienen, das bin ich, der Hausherr, was wünschen Sie?“

„Oh, kennen Sie diese Uhr?“

„Wie, was, meine Uhr? Wahrhaftig meine Uhr!“

Der Fremde griff wieder in die Seitentasche.

„Kennen Sie vielleicht diese Brieftasche?“

„Sind Sie vielleicht von der Polizei oder ein Spitz —?“

„Mein Herr, ich bin weder von der Polizei noch bin ich ein Spitz — (ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen), aber erlauben Sie mir, daß ich mich erkläre.“

Der Hausherr drückte die ersehnte Briestafche an seine hochklopfende Brust und erwiderte: „Erzählen Sie, ich paß auf.“

„Vor Allem bitte ich tausend Mal um Entschuldigung wegen des schlechten Spafes, denn ich mir mit Ihnen erlaubte.“

„Was nennen Sie einen schlechten Spaz?“ erwiderte der Hausherr, der mit zweifelhafter Miene seine Briestafche ansah.

„Erlauben Sie, daß ich weiter erzähle, und Sie werden den Spaz verstehen. Vor einigen Tagen saß ich und eine Gesellschaft bekannter Herren in der Nähe von hier beim „goldenen \*\*\*“. Die Rede kam auf allerlei Diebstähle, sogar Mordthaten, von denen man heut zu Tage hört, bis endlich Jemand aus der Gesellschaft erwähnte, die hiesigen Diebe wären nicht so schlau, wie die Londoner und die Pariser, von deren Gaunerstücken man so viel Pikantes und Wichtiges hört; man fände hier nur Diebe der gemeinsten Sorte. — Mein Herr, ich muß Ihnen sagen, ich bin ein Wiener und liebe mein Vaterland; ich konnte also diese Schmach nicht auf uns beruhen lassen. Wohl an, rief ich zu den Herren, ich will Ihnen beweisen, was Wien kann. Sie werden nächster Tage von einem Falle hören, der sich den pikantesten Pariser Fällen an die Seite stellen kann. Es galt eine große Wette und — „Aha, ich verstehe,“ lachte der Hausherr, „ich sollte das Opfer sein.“ „Nun, Sie sehen, ich habe meine Wette gewonnen; die Art, wie ich es ausführte, ist mein Geheimniß, und als Entschädigung für Ihren Schrecken und zur Warnung für künftige Zeiten will ich Ihnen zeigen, wie ich es ausführte, Ihnen, ohne daß Sie es merken, die Briestafche unter dem Kopfe hervorzuziehen, ja, Ihnen den Ring vom Finger zu lösen.“ „Mir scheint, Sie sind ein Feiner“, lachte der Hausherr weiter, „allein zweimal lasse ich mir nicht beikommen; den Ring vom Finger wollen Sie mir ziehen? Ah, da muß ich bitten, da will ich schier selber wetten!“ Er lachte, der Arme! *Vae tibi ridenti, quia mox post grudia Aebis!* „Sie lachen,“ sagte der Fremde, „nun wohl an; versetzen Sie sich in dieselbe Lage wie neulich, und Sie werden sich überzeugen.“

Gesagt, gethan. Gerade wie an jenem verhängnißvollen Nachmittage legte sich Herr v. Mayer auf's Sopha, die Uhr neben sich, die Briestafche unter den Polster und den schweren Siegelring am Finger. — „So,“ jetzt bitte ich, „schließen Sie die Augen.“ „Gut, ich schlafe.“ Meister Stipitz schlich wieder, wie neulich, auf den Zehen von der Thüre zum Sopha, nachdem er sich des Schlüssels versichert hatte, und steckte mit derselben Geschicklichkeit, wie lehtthin, auch dießmal Uhr, Briestafche, ja sogar den Ring ein, schlich wieder zur Thüre hinaus, verschloß dieselbe und — verschwand, gerade so wie lehtthin! Herr Mayer wartete mit lächelnder Miene und geschlossenen Augen bis der Herr wieder käme, und that pflig, als ob er nichts merkte. End-

lich war ihm der Spaz zu lange, er stand auf und — jetzt könnte ich eine Muse brauchen, die mir das dumme Gesicht des Hausherrn schildere, als er sich zum zweiten Male bestohlen und gefangen sah. Er klopfte, er polterte, schrie „Feuer,“ „Räuber“ u. s. w., bis endlich einige Nachbarn ihn hörten und ihn aus seiner Gefangenschaft erlösten. Tags darauf erhielt er durch die Post folgenden Brief: „Hochverehrter Herr v. Mayer! Hoffentlich werden Sie mich nicht für einen Narren halten, daß ich das, was ich einmal bestohle, wieder zurückgebe. Ich wollte Ihnen eine Lehre geben, und zugleich die arme unschuldige Ursula, aus dem Gefängnisse befreien, denn ich bin ein viel zu Gutmüthiger, um Andere für mich leiden zu sehen. Uebrigens können Sie mir jedenfalls dankbar sein, denn für den geringen Verlust, den Sie erleiden, sind Sie um Vieles belehrt worden. Erstens: legen Sie nie den Schlüssel unter die Strohecke Ihrer Thüre; zweitens: schlafen Sie nicht so fest, wenn Sie Ihre Uhr frei neben sich liegen haben; endlich drittens: haben Sie an Ihrer Frau Ursula eine brave Köchin und Wirthschafterin kennen gelernt. Lassen Sie sich das Lehrgeld dieser Moral nicht gereuen, es nützt Ihnen ohnedieß nichts. Ich verbleibe Ihr Sie schätzender Noli me tangere.“

Ursula wurde befreit und blieb in Diensten bei ihrem alten Herrn; dieser aber schwur, den Lehren des obigen Briefes Gehör zu geben, obgleich er ihn, sobald er ihn gelesen hatte, aus Wuth in's Feuer warf. (T.)

### Epheu im Zimmer.

Bei der sehr verbreiteten und in gesundheitlicher Beziehung gerechtfertigten Liebhaberei, Epheu in Zimmerlauben, an Korbspalieren, Möbeln u. emporkranken zu lassen, wird gewiß Vielen die Mittheilung des Verfahrens willkommen sein, wie man dem Epheu im Zimmer stets recht großblättrig und frisch erziehen kann. Man pflanzt ihn in fußhohe Kasten, die gehörig mit Abzugslöchern versehen und halb mit Topfscherben gefüllt werden, damit das Wasser gut abfließt und die Erde nicht sauer wird. Auf die Scherben kommt eine zollhohe Lage guter und nicht zu schwerer Gartenerde, dann eine dünne Lage von höchstens einem halben Viertelzoll Hornspäne, darauf wieder ein halber Zoll hoch Erde; nunmehr wird der Epheu eingesetzt und der Kasten vollends mit Erde gefüllt. Doch muß wegen des Begießens ein halber Zoll Raum bis an den Rand bleiben. Der Epheu braucht nicht viel Pflege und nur dann Wasser, wenn die Erde oben trocken ist. Soll er recht treiben, so gibt man ihm mitunter einen Löffel voll Kaffeefaz; aber nur nicht zu oft, sonst überreibt er sich und geht aus. Die Blätter vom Staube durch Abwaschen zu reinigen ist schädlich, besser kehrt man sie mit einem weichen Pinsel ab. Bei Regen thut man wohl, die Kasten ein Paar Stunden in's Freie zu stellen; dieß ist zugleich die beste Reinigung für die Pflanze.

## Eine neue Erfindung.

Ein Herr Kind in Frankreich erfand einen Fallbohrer, d. h. einen Apparat, bei dem sich der Bohrer vom Gestänge bei jedem Niedergang nach jedem Hub desselben löst und frei herabfällt. Die Wirkung des Bohrers wurde dadurch außerordentlich vergrößert und das Gestänge sehr geschont. Seitdem hat der Hüttendirector Kolb eine viel wichtigere Erfindung gemacht, indem es ihm gelungen, das Problem des Seilbohrers zu lösen, d. h. den Bohrer anstatt an einem Gestänge an einem Seil aufzuhängen. Der Kolb'sche Seilbohrer arbeitet so sicher und so leicht, daß man in Zukunft mit Hilfe einer kleinen Dampfmaschine in eben so viel Monaten erreichen wird, wozu man früher ebenso viel Jahre brauchte; dabei ist der Apparat vergleichsweise außerordentlich wohlfeil. Man sagt, daß die Chinesen bereits den Seilbohrer gekannt und Teufen von 3000 Fuß damit erhohrt haben; gewiß ist, daß mit dem Kolb'schen Seilbohrer Teufen von 2000 Fuß erhohrt, und zwar vergleichsweise überaus sicher, rasch und wohlfeil erhohrt werden können.

## Literarische Anzeige.

„Ein gutes Buch ist des Menschen schönste That.“

Goethe — Biographie v. Lewes.

### I.

Unser wackerer Landsmann und Mitbürger dieser Hauptstadt, Herr Professor Dr. Kun in Wien, hat die Literatur wieder mit einem guten und sehr nützlichen Buche bereichert, welches den Titel führt: „Allgemeine Geographie“, mit besonderer Rücksicht auf das Kaiserthum Oesterreich. Als Leitfaden für Mittelschulen bearbeitet. Wien 1861. Druck und Verlag von Karl Gerold's Sohn. Prof. Kun gab bekanntlich im vorigen Jahre sein ausgebreitetes „Lehrbuch der allgemeinen Geographie“ heraus, dessen Vorzüglichkeit den Wunsch rege machte, daß dieselbe gewandte Hand zunächst zum Gebrauche der Unter-Gymnasien und Realschulen einen geographischen Leitfaden verfassen möchte, welchem Wunsche sonach mit dem oben genannten Werke entsprochen wurde. Dasselbe ist 290 Seiten stark und sehr inhaltreich, zumal da sehr Vieles in Petitschrift gedruckt ist; dasjenige, was der Schüler zu leisten verpflichtet ist, hat der Verfasser von demjenigen, was dem Lehrer zu ergänzen bleibt, streng geschieden, und ist bei den außereuropäischen Staaten die Trennung der bedeutenden und minder wichtigen Länder ebenfalls durch großen und kleinen Druck ersichtlich gemacht. Die Einteilung des Werkes ist folgende: Einleitung, Vorbegriffe der Geographie und ihrer Theile. I. Mathematische Geographie. II. Physische Geographie. III. Politische Geographie. — Staaten von Europa, — Asien, — Afrika, Amerika, — Australien. Bei dem innigen Verbande der Geographie mit der Geschichte hat der Verfasser auch in Ansehung der letzteren das wahre Bedürfnis der Mittelschulen

berücksichtigt, und sowohl historische als literarische Momente und Persönlichkeiten eingeflochten, wie auch die geistige Entwicklung der Völker und deren mächtigen Einfluß kurz und präzis dargestellt. Daß Oesterreich ganz vorzüglich berücksichtigt wurde, ist begreiflich, weil das Buch zunächst für die Schulen in Oesterreich bestimmt ist, welchen es insbesondere anempfohlen zu werden verdient, zumal, da der Preis mit 1 fl. 30 kr. österr. Währg. billig ist. \*) In einer Zeit, wie die unsere, in welcher Telegraph und Eisenbahn dem alltäglichsten Hausverstande anschaulich machen, daß der Mensch nicht an den engen Raum gebunden ist, auf welchem zufällig seine Wiege stand, muß es wohl Jedermann erwünscht sein, über die Länder des Erdballs nah und fern, von denen man in allen Blättern liest, eine nähere Kenntniß zu erlangen, und das gewährt Dr. Kun's Geographie auf sehr leichtfassliche Weise, weshalb sie zum Selbstunterrichte ebenso tauglich ist, als zu Vorträgen in öffentlichen und Privat-Lehranstalten.

### II.

Dr. Franz Jlwof, Professor am Joanneum zu Graz, hat sich zur Aufgabe gestellt, eine quellenmäßige Geschichte der Einfälle der Osmanen in die Steiermark zu schreiben, und hat diese Aufgabe nach den, in Separatabdrücken dem IX. und X. Hefte der Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark vor uns liegenden zwei Abtheilungen auf glänzende Weise gelöst. Wir glauben davon um somehr Kenntniß nehmen zu sollen, als darin auch von den Türkeneinfällen in Krain Erwähnung geschieht. Die von Dr. Jlwof behandelten verheerenden Einfälle fanden während der Regierung Friedrichs III. von 1469—1483 Statt, und waren für die innerösterreichischen Lande eine Plage, welche beinahe Jahr für Jahr wiederkehrte, und zu deren Abwehr alle möglichen Mittel, ja selbst die Hälfte des deutschen Reiches, mit endlichem Erfolge aufgeboten wurden. Prof. Jlwof hat seiner Arbeit eine Masse von Quellen zur Grundlage gelegt, und es verdient dieselbe eine eingehendere Besprechung die wohl nicht lange auf sich wird warten lassen; dieß sei vorläufig nur eine Anzeige, um darauf aufmerksam zu machen, und eine, die Geschichte Krain's berührende schätzbare Arbeit nicht unbemerkt zu lassen. Dr. H. C.

## Illustriertes Familienbuch des österreichischen Lloyd.

1. Band. 7. Heft.

In dem neuesten Hefte des Illustrierten Familienbuches des österr. Lloyd hat uns neben einem sehr innigen Gedichte von Wolfgang Müller vorzugsweise der Anfang einer Biographie des Königs Friedrich Wilhelm IV. angezogen, doch liest sich auch die Erzählung von Dräxler-Maxfred: „Am Stromufer“ so angenehm, wie die früheren Beiträge des beliebten Novellisten. Aus dem übrigen Inhalte des sehr reichhaltigen Heftes können wir es, unserm Geschmacke treu, uns nicht versagen, die wieder fortgesetzten Recepte für Feinschmecker hervorzuheben, welche uns ebenso willkommen sind, als dem Alterthumsfreunde Woltersdorff's gelehrte Abhandlung über Antonius und Lepidus. Die beigegebenen Stahlstiche machen uns mit zwei trefflichen Genrebildern und mit dem Raffell Visconti in Somma bekannt.

\*) Kann durch die Buchhandlung von Ignaz v. Kleinmayr und Fedor Bamberg bezogen werden.